

Hans-Joachim Noack

Die Weizsäckers
Eine deutsche Familie

Hans-Joachim Noack

DIE WEIZSÄCKERS

Eine deutsche Familie

Siedler



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

2. Auflage, 2020

Copyright © 2019 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Umschlagabbildung: Vater Ernst von Weizsäcker mit den Kindern Richard,
Heinrich, Adelheid, Carl Friedrich, um 1926 / 1927 © ullstein bild

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0079-3

www.siedler-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Inhalt

Vorwort 9

Erstes Kapitel

»Nicht Objekt, sondern Subjekt sein«:
Der Aufstieg des Müllergeschlechts 27

Zweites Kapitel

»Mit Leib und Seele Reaktionär«:
Karl Hugo, Diener zweier Herren 53

Drittes Kapitel

»Zeit für eine andere Garnitur«:
Der Epochenbruch 77

Viertes Kapitel

»Eine Klasse für sich«:
Die Diktatur zieht auf 103

Fünftes Kapitel

»Die Giftmischerei verhindern«:
Chefdiplomat unter Hitler 131

Sechstes Kapitel

»Furchtbare Klugheit«:
Verstrickungen 159

Siebtens Kapitel

»Unbegreifliches Wunder«:
Im Krieg 183

Achtes Kapitel

»Letzte Wahrheiten«:
Der Prozess 213

Neuntes Kapitel

»Studium Generale«:
Der Start in die Demokratie 237

Zehntes Kapitel

»Nicht bewahren, was zur Erstarrung neigt«:
Neue Wegweiser 253

Elftes Kapitel

»Politik im besten Sinne«:
Das Tandem 275

Zwölftes Kapitel

»Geschmeidige Härte«:
Der Geist und die Macht 299

Dreizehntes Kapitel

»Lehrer der Nation«:
Carl Friedrich und Richard, Brüder und Rivalen 315

Vierzehntes Kapitel
»Tag der Befreiung«:
Der Bundespräsident setzt Maßstäbe 343

Fünfzehntes Kapitel
»Ein erschütterndes Geschenk«:
Der Philosoph auf dem Thron 365

Sechzehntes Kapitel
»Wir sind zunächst einmal wir«:
Die nächste Generation 399

Anhang
Bibliographie 415
Personenregister 419
Bildnachweis 429

Vorwort

Zum ersten Mal weckte er mein Interesse, als Helmut Kohl ihn der Öffentlichkeit vorstellte. Das sei »mal wieder so 'n Fang«, lobte sich im Sommer 1969 der rheinland-pfälzische Ministerpräsident, dessen früher Ruhm darauf beruhte, dass er ein Gespür für Talente besaß. Die neueste Eroberung, die er in Mainz auf einer Pressekonferenz anpries – »ein echter Hochkaräter«, wie er ihn umschmeichelte –, hieß Richard von Weizsäcker.

In Bonn, wo damals die Große Koalition regierte, stand eine wichtige Bundestagswahl bevor, und für Kohls Entschlossenheit, dem seit anderthalb Jahrzehnten der CDU angehörenden Parteifreund in der heimischen Provinz einen sicheren Listenplatz zu verschaffen, gab es gute Gründe. Vor allem wollte der pragmatische Katholik im Schulterschluss mit dem ehemaligen Spitzenfunktionär des Deutschen Evangelischen Kirchentages sein Image als überkonfessioneller Modernisierer polieren.

Bei mir und den meisten meiner Kollegen überwogen dagegen die Bedenken. Als strammen »Achtundsechzigern« in der linksliberalen »Frankfurter Rundschau« erschien uns der Machtverlust der Union längst überfällig. So sehr uns an Weizsäcker bis dahin beeindruckt hatte, dass er beharrlich die Friedensinitiativen

des Sozialdemokraten Willy Brandt unterstützte, so wenig erwarteten wir in der reformbedürftigen Wirtschafts- und Sozialpolitik von einem seinerzeit fast schon fünfzigjährigen Edelmann.

Leicht missglückt endete denn auch das erste Interview mit ihm, zu dem er mich nach seinem Einzug ins Bundesparlament im Bonner »Hotel am Tulpenfeld« empfing. Anfänglich betont konzilient, rügte er meine Bemerkung, zumindest mit seinen Entspannungsbemühungen in der »falschen Partei gelandet« zu sein, schneidend scharf als »ziemlich vorlaut« und verlor an unserem Gespräch ersichtlich die Lust.

Umso überraschender für mich, dass Weizsäcker einige Wochen danach deutlich gelassener noch einmal von sich aus auf den Vorwurf zurückkam. Meine Kritik, erklärte er mir unter Hinweis auf seine bisherige Vita, verfehle in einem wesentlichen Punkt den Kern. Da er generell »zu hundert Prozent hinter nichts und niemandem« stehe, könne er mit dem vermeintlichen Widerspruch sehr gut leben: Er habe sich für die CDU entschieden, weil sie ihm »am wenigsten fremd« sei.

Ohne sich eine gewisse Eigenständigkeit zu bewahren, mochte der Jurist und zeitweilige Geschäftsführer des Ingelheimer Pharmakonzerns C. H. Boehringer in der Politik offenbar keine Karriere starten – ein Vorsatz, von dem er sich tatsächlich kaum etwas abhandeln ließ. Wie er in der Union für seine Überzeugungen kämpfte und sie etwa Mitte der Siebziger bei der Verabschiedung ihres weitgehend erneuerten Grundsatzprogramms dazu aufforderte, die rebellierende nachwachsende Generation »endlich freizugeben«, hatte durchaus Format.

Und dann diese Nonchalance, als er immer öfter zwischen die

Fronten geriet! Je wütender sich der rechtslastige Mainstream seiner Partei von dem zunehmend eigenwilligen Querdenker distanzierte, desto mehr Gefallen fanden wir an ihm. Als später sogar der inzwischen zum Bundeskanzler aufgestiegene Helmut Kohl dem einstigen Schützling zu misstrauen begann und den »extravaganten Herrn von der Oberschicht« mit derben Sottisen überzog, wurde er fast schon zu »unserem Mann«.

Vermutlich lag das auch daran, dass uns ein anderer Weizsäcker bereits seit längerem sympathisch war. Richards älterer Bruder Carl Friedrich, als Physiker im »Dritten Reich« am letztlich gescheiterten Bau einer Atombombe beteiligt, hatte sich nach dem Kriege von Grund auf gewandelt und im Frühjahr 1957 selbst den Lockrufen Konrad Adenauers versagt. Der wollte ihn und die kundigsten seiner Kollegen dafür gewinnen, die Bundeswehr mit taktischen Nuklearwaffen auszurüsten, doch die bedrängten Kerntechniker verdamnten das ganze Projekt.

Fortan galt der standhafte Professor, der sich danach verstärkt den Geisteswissenschaften zuwandte und in Hamburg zum Lehrstuhlinhaber für Philosophie avancierte, als akademischer Glücksfall. Den vornehmlich linken studentischen Kreisen imponierte nicht nur die Schonungslosigkeit im Umgang mit eigenen Fehlern, sie rühmten insbesondere seine erfrischend unpräntöse Art, mit der es ihm in seinen Vorlesungen gelang, schwierigste Sachverhalte zu vermitteln.

Möglichst groß zu denken, aber dabei noch verstanden zu werden, gehörte auf den unterschiedlichsten Gebieten zu seinen Spezialitäten – und so lernte im Herbst 1966 auch ich ihn kennen. Einer Physiker-Jahrestagung in München war die spektakuläre Pressemeldung vorausgegangen, der ehrgeizige Theoretiker

wolle dort nicht weniger als ein Menschheitsrätsel zu lösen versuchen: Er werde ein aus Quantenmechanik, Elementarteilchen-Lehre und diversen kosmologischen Erkenntnissen zu einem »geschlossenen Ganzen« verknüpftes »Weltmodell« skizzieren.

Für die Medienvertreter, die in Scharen herbeiströmten, ein Supercoup, der sich dann allerdings rasch erledigte. Im Laufe der Präsentation quälten sich nicht nur die Journalisten, in einem Wust mathematischer Gleichungen ihre Story zu finden – auch der Referent, der sich um die Nachvollziehbarkeit seiner Ausführungen redlich bemühte, verlor den Faden. Da müsse »natürlich noch weitergefragt werden«, räumte er schließlich etwas kleinlaut ein, wirkte zugleich aber erstaunlich souverän.

Bei der Suche nach der »Einheit aller Dinge« ging Weizsäcker halt gerne mal ungewöhnliche Wege – die gelegentlich leicht mokanten Kommentare störten ihn kaum. So berichteten Boulevardblätter zu Beginn der siebziger Jahre in großer Aufmachung, der für spirituelle Erlebnisse empfängliche evangelische Christ sei zu Selbsterfahrungstrips in einen indischen Aschram entschwendet – was er nach seiner Rückkehr noch publicityträchtig bekräftigte: Er habe dort, ließ er sibyllinisch durchblicken, in der Tat »so etwas wie eine Erleuchtung« gehabt.

Was mit ihm geschehen sei, könne er schwer in Worte fassen, erklärte mir der Professor freundlich bedauernd, als ich ihm bald darauf meine Neugier gestand. Aber vom Kern seiner Botschaft rückte er nie ab. Die enge Verbindung von abendländischer Reflexionskultur mit fernöstlicher Meditation – »die Fähigkeit zur inneren Anschauung«, wie er es nannte – blieb für ihn stets ein Thema.

Solche Sichtweisen schadeten seinem Ruf ja auch nicht wirk-

lich. Sah man in ihm doch einen der letzten Universalgelehrten, der sich zudem nur selten über einen längeren Zeitraum in den akademischen Elfenbeinturm zurückzog. Wenn zu wichtigen Anlässen ein gewisses rhetorisches Niveau gefragt war – ob auf Kirchentagen oder zu weltlichen Gedenkfeiern –, klopfte man häufig bei ihm an. Der von Natur aus eher schüchterne Vordenker mutierte so zwangsläufig zur öffentlichen Figur.

Entsprach er damit nicht exakt einem Verhaltensmuster seiner Dynastie, das über Generationen hinweg erprobt wurde und bis in die Gegenwart zu beobachten ist? In seinem Streben, auch um der eigenen ambitionierten Ziele willen »der Sache des Volkes« zu dienen, hatte sich als Erster der 1785 im schwäbischen Öhringen geborene Stiftsprediger Christian Ludwig Friedrich Weizsäcker am Hofe des Fürsten von Hohenlohe einen Namen gemacht, und diesem Vorbild folgten die meisten seiner Abkömmlinge.

»Ohne Teilhabe an den Angelegenheiten des Gemeinwesens keine Chance, ins Räderwerk der Geschichte einzugreifen«, verriet mir einmal dessen Ururenkel Richard – ein für ihn ungewöhnlich pathetischer Ton.

Das klang zwar nicht überheblich, war aber offenkundig der Ausdruck eines Grundvertrauens in die eigenen wie die Qualitäten praktisch aller Weizsäcker. Kaum ein längerer Gedankenaustausch mit ihm, bei dem es der christdemokratische Abgeordnete, später Regierende Bürgermeister von Berlin und dann deutsche Bundespräsident versäumt hätte, en passant auf die Leistungsbilanz seiner Vorfahren hinzuweisen. Die brachten nicht nur hoch angesehene kirchliche Würdenträger und Naturforscher hervor, sondern stellten in Person des Großvaters Karl

Hugo auch den Regierungschef des letzten württembergischen Königs, der die Familie zudem in den erblichen Adelsstand erhob.

Lag das Erfolgsgeheimnis des einstigen Müllergeschlechts in erster Linie darin, die Versöhnung von Geist und Macht zu organisieren und dabei den privaten Nutzen nicht aus dem Blick zu verlieren? Wie in den Zeiten vor und nach der Reichsgründung die Brüder Carl Heinrich und Julius Ludwig Friedrich ihre theologische und geschichtswissenschaftliche Kompetenz mit einem beträchtlichen politischen Elan verbanden, bewährte sich nach dem Zweiten Weltkrieg das Duo Carl Friedrich und Richard. In der Bundesrepublik ein bislang einmaliger Vorgang, dass da schließlich gleich beide als Staatsoberhaupt gehandelt wurden.

Wahrscheinlich sei das »auch eine Frage der Gene«, pflegte der ältere, eher den Sozialdemokraten zugeneigte Weizsäcker bisweilen etwas kokett anzumerken, um dann in Interviews demütig dem Schicksal dafür zu danken. Und der jüngere pflichtete ihm auf seine Art bei: Erstaunlich, was man doch »aus Mehl so alles machen« könne, hörte ich ihn anlässlich eines Besuches in der schwäbischen Heimat einmal witzeln.

Aber solche ins leicht Saloppe abgleitenden Halbsätze über den Werdegang und die markantesten Wesenszüge ihrer Kaste bildeten die Ausnahme. Vielmehr beruhte das Understatement beider auf dem gediegenen Selbstwertgefühl, einer Elite anzugehören, die sich ihren Rang durch nichts als Leistung verdient hatte. Keine Frage für sie, dass der überwiegende Teil der bundesdeutschen Bürgergesellschaft das auch so empfand.

Kamen die Brüder dann aber doch einmal auf die Entwicklungsgeschichte ihrer Familie zu sprechen, wirkten selbst neben-

sächlich erscheinende Details meist sorgfältig ausgesucht. So zeichnete der eine wie der andere in seinen Retrospektiven etwa das Bild eines gleichermaßen überaus klugen wie temperamentvollen Großvaters und dessen »eiserner Hand im Samthandschuh«. Oder – noch eine Spur schwärmerischer – das der Mutter Marianne, geborene von Graevenitz, einer in allen Lebenslagen »starken, großartigen Frau«, die man ihrer Entschiedenheit und Durchsetzungskraft wegen »General« nannte.

Hatte die auffällig um Harmonie bemühte Außendarstellung möglicherweise auch den Zweck, einige deutlich weniger ruhmreiche Seiten zu überdecken? Denn ganz so heil, wie Richard sie in seinen 1990 publizierten Memoiren und danach Carl Friedrich in den »Briefen aus fünf Jahrzehnten« beschrieben, war ihre Welt ja nicht.

Neben dem Blutzoll, den die weitverzweigte »Öhringer Linie« mitsamt ihren zahlreichen angeheirateten jungen Männern und Frauen in zwei verheerenden Kriegen entrichten musste, lag vor allem die Vergangenheit Ernst Heinrich von Weizsäckers wie ein Schatten über der Familie. Der Spitzendiplomat Hitlers hatte Judendeportationen zugestimmt und war im April 1949 von der Militärjustiz der Alliierten als Kriegsverbrecher verurteilt worden.

In den mehr als vier Jahrzehnten, in denen ich die Karriere seines Sohnes Richard verfolgte, nahm dieser nur selten darauf Bezug, doch wenn sich das Thema einmal nicht umgehen ließ, reagierte er häufig gereizt. Über diesen »hochkomplexen Vorgang« befinden zu wollen, setze »hinreichende Kenntnisse« voraus, gab er zu bedenken, während seine eben noch entspannten Gesichtszüge vereisten.

So konnte er manchmal reden – ein Grandseigneur, der über die angenehmsten Umgangsformen verfügte, sich zugleich aber auch stets seiner Würde und seines Wertes bewusst war. Der verhielt sich schon wie ein Bundespräsident, bevor man ihn dazu gewählt hatte, wobei die nach außen hin bewahrte Konzilianz wenig über sein mitunter von Wutausbrüchen begleitetes stures Beharrungsvermögen verriet. So steckten es mir selbst Mitarbeiter aus dem Schöneberger Rathaus oder später der Bonner Villa Hammerschmidt, die ihm sonst wohlgesinnt waren.

Aber dann gab es ja immer wieder diesen Richard von Weizsäcker, der wie ausgewechselt schien. Dem machte es Spaß, sein jeweiliges Gegenüber unvermittelt nach Frau und Kind oder allerlei beruflichen Interna zu befragen und dabei ungeschminkt seine Meinung zu äußern. Er habe gehört, sprach er mich einmal am Rande einer CDU-Klausurtagung an, ich ginge zum »Spiel«¹, was er angesichts der dort angeblich herrschenden rauen Sitten für »keine ganz glückliche Entscheidung« hielt.

Oder ein anderes Mal in Berlin: Da hatte mich der Bürgermeister in ein Chinarestaurant eingeladen, wo er sich nach einem harten Tag sichtlich ausgehungert über einen Gemüseintopf hermachte, während ich, wie bei Interviews häufig, etwas angespannt in meinem Essen herumstocherte. Als ich den Teller schließlich ganz zur Seite schob, fackelte der »Regierende« nicht lange und verschlang genüsslich, indem er sich unbekümmert gleich des von mir benutzten Bestecks bediente, auch noch meine Portion.

Auf ähnliche Art seinem Bruder Carl Friedrich nahezukommen, konnte man sich kaum vorstellen. Der schwebte – vor allem seit

ihm 1970 in Starnberg die Gründung eines »Max-Planck-Instituts zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt« ermöglicht worden war – in für unsereins und die profanen Themen des journalistischen Alltags nur schwer erreichbaren Sphären.

Immerhin erfreute er sich unter den Ökopazifisten zunehmend größerer Popularität. Seine in rascher Folge verfassten Bücher, die überwiegend von kaum noch abzuwendenden Kriegsszenarien und anderen apokalyptischen Entwicklungen handelten, wurden allesamt zu Bestsellern. Im »Garten des Menschlichen«, so einer der Titel, prognostizierte der Physiker und Philosoph aber nicht nur schlimmste Zustände in den unterschiedlichsten Bereichen, sondern nährte zugleich die Hoffnung auf einen »globalen Bewusstseinswandel«, der den Frieden vielleicht doch noch retten können.

Ende der siebziger Jahre hatte ihm der SPD-Chef Willy Brandt die Kandidatur zum Bundespräsidenten schmackhaft zu machen versucht – eine Offerte, die er nach kurzer Bedenkzeit ausschlug, weil sie angeblich seiner »wahren Bestimmung« entgegenstand. Diese ehrenvolle Aufgabe zum Wohle des Landes zu übernehmen, erklärte er einem kleinen Kreis Bonner Korrespondenten, erachte er nur als sinnvoll, wenn ihn alle im Parlament vertretenen Parteien dazu aufforderten. Unter den gegebenen Umständen natürlich eine wirklichkeitsferne Voraussetzung.

Aber war das überhaupt der eigentliche Grund seiner Absage? Wie hernach unter Hinweis auf beste Quellen vergnüglich kolportiert wurde, folgte Weizsäcker vielmehr dem Wunsch seiner damals neunzigjährigen Mutter. In Wirklichkeit habe ihm die militärisch-resolute Marianne von Graevenitz – der »General« –

eine Bewerbung ausgedet. Der Carl Friedrich sei »schon berühmt genug«; deutsches Staatsoberhaupt müsse unbedingt sein Bruder werden.

Zu erkunden, was danach in Richard vorging, wäre sicher eine spannende Nachricht wert gewesen, aber der hielt sich strikt bedeckt. Schließlich liebäugelte er, den bereits 1968 zunächst Helmut Kohl und dann die ganze Union ins Rennen geschickt hatten, ja selber mit einer weiteren Berufung.

Ein klares Indiz dafür, dass damit gleich zwei aus einer Familie um das höchste Amt im Lande konkurrierten? »Ein bisschen verwundert« zeigte sich der Jüngere zumindest Ende 1982, als der politisch zunehmend interessierte Ältere nach dem Sturz des Kanzlers Helmut Schmidt beim neuen SPD-Hoffnungsträger Hans-Jochen Vogel als »Berater in Friedensfragen« anheuerte. Das sei für ihn, verriet er mir, dem in Berlin ohnehin viele in seiner CDU mit Argwohn begegneten, keine sehr hilfreiche Absprache.

Doch zu einem Zerwürfnis führte das nicht. Selbst wenn es Carl Friedrich, wie er in einem Jahrzehnte später veröffentlichten Briefwechsel dokumentierte, in diesem Fall wenig ausmachte, dem Bruder »in die Quere« gekommen zu sein, zogen sie letztlich stets am selben Strang. Was der eine tat oder unterließ, fand meist die ungeteilte Zustimmung des anderen.

Und das galt besonders für ihr Verhältnis zum Vater. Sosehr sich die Söhne nach dem Ruin des »Dritten Reiches« bemühten, die noch weitgehend reflexionsunwilligen Deutschen von der Notwendigkeit eines klaren Blicks auf die dunkle Vergangenheit zu überzeugen, so allzeit verteidigungsbereit warfen sie sich für ihn in die Bresche. In die Barbareien »tragisch verstrickt« ge-



Zwei streitbare Geister, die sich zuweilen »in die Quere« kommen, aber ihre wichtigsten gesellschaftspolitischen Ziele ein Leben lang im Schulterschluss verfolgen: Friedensforscher Carl Friedrich von Weizsäcker im Februar 1989 mit dem zum Bundespräsidenten aufgestiegenen Bruder Richard.

wesen zu sein – doch auch das bloß in bester Absicht –, war das Äußerste, was sie seinen Kritikern zugestehen mochten.

Ihm letztlich lautere Motive zu unterstellen, verlangte schon die reparaturbedürftige Familienehre, aber vermutlich ging es beiden um mehr: Je geringer das Versagen des Vaters, desto schmerzloser für sie der Übergang von der Diktatur zur Demokratie, den sie ja unbedingt mitgestalten wollten. Denn nach dem Schuldspruch dem Bonner Staat gekränkt den Rücken zu kehren, erklärte mir Richard von Weizsäcker noch als Pensionär, sei nie in Erwägung gezogen worden. Stattdessen habe man in

der nun »werdenden Bürgergesellschaft« seinen Platz zu finden versucht.

So bekannte sich Carl Friedrich von Weizsäcker fortan dazu, dass vor allem die Wissenschaft die Verantwortung für die politischen Folgen ihrer Arbeit trage, während sich der Bruder fast schon mit einem Paukenschlag in den öffentlichen Diskurs einschaltete. Im Hamburger Wochenblatt »Die Zeit« skizzierte er bereits 1962, was erst anderthalb Jahre danach von Willy Brandt als »Wandel durch Annäherung« propagiert wurde.

Wer sich aber an die Aufgabe wagen möchte, schwierigste Veränderungsprozesse zu befördern, muss wichtige Ämter bekleiden, und auch insoweit folgte der Jurist zielstrebig dem Weg seiner Ahnen. Wie sich einst der Urgroßvater Carl Heinrich von den theologischen an die Gefilde der weltlichen Macht herangetastet hatte, erprobte sich jetzt in seiner evangelischen Glaubensgemeinschaft der gelehrige Nachfahr zunächst einmal als Kirchentagspräsident.

In ihren Reihen galt er als die Verbindlichkeit und Noblesse in Person, doch konnte sich Weizsäcker auch von Grund auf verwandeln – wie ich es an jenem Abend des Chinarestaurant-Besuchs erlebte. Da hatte er angeboten, mich mit dem Wagen ins Hotel zu bringen, und als ich ihn, auf dem Weg dorthin, eher beiläufig nach der Wahl des 1984 neu zu bestimmenden Staatsoberhauptes und der Meinung des Kanzlers dazu fragte, verlor der vorher bestens gelaunte Bürgermeister die Contenance. Ohne auf den Kern meiner Bemerkung einzugehen, wies er seinen Fahrer an, in einer Seitenstraße den Motor abzustellen, und zog dann, zunehmend außer Fassung, über »diesen durchgeknallten, sogenannten Parteifreund« her.

Von da an gab es für mich kaum Zweifel, dass ihn nichts stärker gefangen nahm, als doch noch zum Bundespräsidenten zu avancieren, ein Traum, der sich in einem zähen Kleinkrieg gegen Helmut Kohl schließlich ja auch erfüllte.

Es war im Weizsäcker-Clan die Glanzzeit des »kleinen Bruders«, den die Mehrheit seiner Landsleute bald ohne Einschränkung verehrte. Dabei hielt er eigentlich nur eine einzige wirklich bedeutende Rede – nämlich jene am 8. Mai 1985, dem vierzigsten Jahrestag der Kapitulation des NS-Regimes und für ihn ein »Tag der Befreiung«, die seinen Mythos begründete. In gerade mal knapp fünfundvierzig Minuten hatte der Präsident, wie etwa Egon Bahr die enorme Resonanz auf den Punkt brachte, »eine innere politisch-seelische Aussöhnung Deutschlands mit sich selbst herbeigeführt«.

Mit seinem eindringlichen Appell, bei der Rückschau auf die Zeit der nationalsozialistischen Zwangsherrschaft »der Wahrheit, so gut wir es können, ins Auge zu sehen«, traf er offenkundig einen Ton, der in fast allen Bevölkerungsschichten seinen Widerhall fand – und das zumal in meinen Kreisen. Jedenfalls zählten wir Weizsäcker spätestens von da an in der konservativ-liberal regierten Bundesrepublik zu den wenigen Lichtgestalten.

Vermutlich ging es den meisten Deutschen aber nicht nur um die anspruchsvolle politische Substanz seiner Rede. Wohl noch mehr wurde ihm honoriert, dass er in seinem ganzen Erscheinungsbild den Erwartungen entsprach, die sie in einer ästhetisch eher genügsamen Demokratie mit einem Staatsoberhaupt verbanden. (Ob mir nicht auch aufgefallen sei, »wie schön« er bei

dieser Performance ausgesehen habe, fragte mich seine Frau Marianne, als wir in Berlin über die Aura und Anziehungskraft ihres im Januar 2015 verstorbenen Mannes sprachen.)

So verschoben sich nach seiner Präsidentschaftskür in der Weizsäcker-Dynastie die Gewichte. Bis zu seines Bruders unaufhaltsamem Aufstieg hatte der von Kindesbeinen an als »Genie« bewunderte Carl Friedrich im Mittelpunkt gestanden und trat nun Schritt für Schritt in den Hintergrund.

Dem stets freundlichen, nur häufig von einer gewissen intellektuellen Ungeduld getriebenen Gelehrten journalistisch verwertbare Details zu entlocken, war immer schwierig – und naturgemäß noch komplizierter, wenn dabei die großen Linien seiner Arbeit berührt wurden. Was sollte man jemanden auch fragen, der sich im fortgeschrittenen Alter vornehmlich mit den Phänomenen und philosophischen Schlussfolgerungen der Quantentheorie befasste, um am Beispiel des unvorstellbar Kleinen und Aller kleinsten den »letzten Wahrheiten« auf die Spur kommen?

Besser lief es da schon bei Gesprächen über »die Bombe« – ein Dilemma, das ihn nie ganz losließ. Hatte er, der engste Mitarbeiter des berühmten Entdeckers der »Unschärferelation«, Werner Heisenberg, nach der ersten Kernspaltung eine militärische Verwendung der neuen Energiequelle tatsächlich absichtsvoll in die Länge gezogen oder ihr dann doch eher Vorschub geleistet? Für Klarheit sorgte er dabei freilich zeit seines Lebens nicht.

Welche Umstände letztlich auch verhindert hätten, »das teuflische Ding zu bauen – wir haben es nicht getan«, gab er mir auf Nachfrage zu bedenken und schrieb den glücklichen Ausgang entrückt der »Gnade Gottes« zu.

Mit Bescheidenheit Sympathiepunkte zu sammeln, gehörte für die meisten Mitglieder seiner Familie offenkundig zum Repertoire, aber manchmal genügte schon der Hinweis auf den eigenen Status. Er habe doch »in der Sache nicht eigentlich neue Einsichten« vorgetragen, staunte Richard von Weizsäcker etwa über das unverhoffte Echo auf seine Rede zum 8. Mai, um den Grund dafür dann leicht süffisant seiner »Amtsträgerschaft« zuzuschreiben: »Also gut, es kommt wohl drauf an, wer so was sagt.«

Und tatsächlich: Was den Kern seiner Botschaft anbelangte, hatten sich andere Politiker vor ihm ähnlich geäußert, nur selten eben in dieser Funktion und so formvollendet wie er. Wie man als Staatsoberhaupt rhetorisch besondere Wirkung erziele, habe der Onkel häufig sogar »daheim beim Mittagessen« geprobt, erzählte mir später einer seiner Neffen, während es dem neidlosen Bruder Carl Friedrich vom ersten Tag an bewusst war: »Zum Präsidenten geboren.«

Der Physiker und Philosoph zog es nun vor, den großen Auftritt zu meiden. In seinem Ferienhaus auf der Tiroler Alm wendete er sich verstärkt den wissenschaftlichen Projekten zu – doch die Weizsäcker blieben ja auch so im Gespräch. Neben dem Sohn Carl Christian, einem politisch liberalen und bald renommierten Professor für Volkswirtschaftslehre, war es vor allem der Zweitgeborene Ernst Ulrich, der sich als weltweit geachteter Biologe und SPD-Bundestagsabgeordneter profilierte.

Dem Gemeinwesen zu dienen, habe man eben »als Auftrag« empfunden, bestätigte mir dessen Schwester Elisabeth. Die in Berlin lebende, mit Konrad Raiser, einem langjährigen Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, verheiratete Ge-

schichtwissenschaftlerin wurde nach dem Tod ihres Vaters und dann des Onkels Richard zu einer Art Kristallisationsfigur in der Dynastie – und ist es bis heute geblieben.

Starke Frauen, die ihre Erfüllung vorzugsweise in der Erziehung der Kinder suchten, gab es in einer nach ihrer Schilderung mit »deutlich elitärem Bewusstsein« ausgestatteten Männerdomäne schon immer. So hatte bereits Anfang des 19. Jahrhunderts die früh verwitwete Sophie Rössle dem König von Württemberg eine Ausnahmeverfügung zum Studium ihrer beiden Söhne abgetrotzt, und die meisten Ehepartnerinnen der nachfolgenden Generationen versteckten sich ebenfalls nicht. Bei kaum einem anderen Menschen holte sich etwa der Staatssekretär Ernst von Weizsäcker häufiger Rat als bei seiner Mutter Viktoria von Meibom, während keine Zweite ihrer Familie so resolut vorstand wie die ihm angetraute Marianne von Graevenitz. Und in ähnlicher Weise konsequent wussten sich Carl Friedrichs Gundalena Wille und Richards Marianne von Kretschmann zu behaupten.

An deren Stelle tritt jetzt nach dem Urteil vieler Nachgeborener die »Tante Elisabeth«. Über die aufopferungsvolle Pflege des inneren Zusammenhalts ihrer Familie hinaus liegt der mittlerweile fast achtzigjährigen Historikerin insbesondere das öffentliche Erscheinungsbild der Weizsäcker am Herzen.

Das bezieht seine Strahlkraft natürlich nach wie vor aus dem Wirken ihrer prominentesten Vertreter, die die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wie nur wenige andere prägten. Und kaum jemand stellte an die deutsche Nachkriegsgesellschaft mitsamt ihren Repräsentanten so hohe Ansprüche! Während den Vordenker Carl Friedrich nach der Wiedervereinigung des Landes und dem Untergang der Sowjetunion das »Verblässen der Werte«

erschreckte, das er in der westlichen Welt nach deren Triumph über den »Ostblock« zu erkennen glaubte, tadelte der Bundespräsident ungewöhnlich schroff, dass der Politik leider die »Herausforderung durch den Geist« fehle.

Übertrieben, wenn sich damals der Eindruck aufdrängte, beide fühlten sich gleichsam arbeitsteilig dazu berufen, als oberste Moral- und Sittenwächter verfassungsrechtlich garantierte Normen vor dem Zerfall zu bewahren? So bildeten sie in der Entwicklungsgeschichte ihrer Familie, in der sich zuvor schon mit Carl Heinrich und Julius Ludwig Friedrich wie danach Ernst und Viktor Brüderpaare wechselseitig zu Höchstleistungen angespannt hatten, das auffälligste Gespann.

In seiner »dritten Amtszeit« traf ich Richard von Weizsäcker nur noch sporadisch, erlebte dann aber wieder aus nächster Nähe, zu welchem Durchsetzungsvermögen er notfalls fähig war. Da bestand der Elder Statesman im Sommer 1997 darauf, ihm seine in den zehn Jahren als Präsident erlassenen und auch später nicht mehr aufgenommenen Beitragszahlungen an die CDU weiterhin zu ersparen – eine mit seiner fortdauernden Überparteilichkeit begründete sogenannte ruhende Mitgliedschaft, die der Vorsitzende Helmut Kohl kurzerhand beendete. Doch die überwältigende Mehrheit der Christdemokraten legte sich quer und mochte das ehemalige Staatsoberhaupt nicht so schnöde verstoßen.

Dem mittlerweile greisen Carl Friedrich von Weizsäcker begegnete ich ein letztes Mal im Frühherbst 2002 zufällig. Im Hamburger Universitätsviertel, wo ich seit längerem wohnte, sah ich ihn mit unsicheren Trippelschritten die Straße hin- und hergehen und sich dabei immer wieder über einen Stadtplan

beugen, um zwischendurch angestrengt die Häuserfassaden abzusuchen. Ich bot ihm meine Hilfe an, die er seltsam harsch zurückwies.

Doch gleich danach legte er mir unvermittelt den Arm um die Schulter. Zum Wichtigsten, was er sich schuldig sei und ihm leider niemand abnehmen könne, bat er nun im liebenswürdigsten Tonfall um Verständnis, gehöre für ihn »der Kampf gegen den täglichen Verlust an Orientierung«.

Wie sehr ihn damals schon Anzeichen von Alzheimer beschwerten, erfuhr ich erst Jahre später.

Erstes Kapitel

»Nicht Objekt, sondern Subjekt sein«: Der Aufstieg des Müllergeschlechts

An einem Wochenende im Sommer 1991 lädt der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker gute Freunde ein. Auf der «Halde», zwischen den Obstbäumen eines nahe Lindau am Bodensee gelegenen Wiesengrundstücks, will man tüchtig feiern, zunächst soll aber das kulturelle Vergnügen zu seinem Recht kommen. Den Höhepunkt bildet die »Entführung aus dem Serail«, ein Singspiel Mozarts, das von den zahlreichen Enkeln, Nichten und Neffen eigens einstudiert worden ist. Doch plötzlich fällt einer der wichtigsten Akteure aus.

Ohne den »Osmin« besetzen zu können, keine vernünftige Darbietung – stünde da nicht glücklicherweise ein kundiger Zuschauer bereit. Spontan rettet Carl Friedrichs Bruder Richard die Show, indem er sich eine orientalisch gemusterte Decke über die Schultern wirft und das silbergraue Haar unter eine grellbunte Kopfbedeckung stopft. Für die zum Teil geschickt improvisierten Passagen benötigt der Bundespräsident, der aus dem Stegreif gerne klassische Literaturtexte rezitiert, weder einen Souffleur noch andere Hilfsmittel.

So beschreibt es danach in einem Artikel die Publizistin

Marion Gräfin Dönhoff, die zu den Gästen zählt, und zeigt sich schwer beeindruckt. Dass die aus ursprünglich handwerklicher Tätigkeit in die oberste Bildungsschicht des Landes aufgestiegenen Weizsäckers über ungewöhnliche Talente verfügten, schwärmt sie, sei ihr seit langem bewusst gewesen. Aber welche Begabungen »in einem ganz allgemeinen Sinne« in ihnen schlummerten, habe sie so richtig erst auf jenem Fest begriffen.

Dem damals im siebten Jahr amtierenden deutschen Staatsoberhaupt sind solche Elogen umso willkommener, als sie das intellektuelle Niveau seiner Familie bezeugen. Wie sehr die Dynastie der Politiker, Naturforscher und Theologen ihr Renommee aus einem enormen Fundus an Wissen und Können schöpft, soll sich im Volk ruhig herumsprechen.

Wer zur Elite einer Gesellschaft gehört, muss sich Einblicke in sein Privatleben gefallen lassen, was die Weizsäckers ja auch beherzigen. In regelmäßigen Abständen betreiben sie ihre Traditionspflege als öffentliches Ereignis. Wie zwei Jahre zuvor am Bodensee, versammeln sich so etwa im Mai 1993 im schwäbischen Öhringen rund 120 aus dem In- und Ausland angereiste Nachfahren eines um 1650 in die Region zwischen Neckar und Tauber eingewanderten Müllergesellen, um sich dort ihrer Ursprünge zu erinnern.

Das in vierzehn Zweige aufgegliederte und in der Bandbreite seiner Fähigkeiten wahrscheinlich bedeutsamste deutsche Geschlecht der vergangenen zwei Jahrhunderte feiert sich, und die Prominenz der ehemaligen Residenzstadt gibt ihm die Ehre. Man ist gerne mit von der Partie, als die Initiatoren des Treffens ihre Ahnengalerie an die Wände des Rathaussaals heften. Die hängt dort in Form einer aus DIN-A4-Blättern zusammen-



Traditionspflege als öffentliches Ereignis. Wie hier im Mai 1993 auf dem Marktplatz im schwäbischen Öhringen, kommen die Weizsäcker aus aller Welt regelmäßig zu einem Familientag zusammen. Im Vordergrund: Links neben dem Bundespräsidenten die Ehefrau Marianne und Schwester Adelheid.

geklebten Papierschlange von zwölfteinhalb Metern Länge – und während der Laudator Carl Friedrich von Weizsäcker den vom württembergischen König Wilhelm I. anno 1861 bereits mit dem persönlichen Adelsprädikat dekorierten Urgroßvater Carl Heinrich in einem Festvortrag würdigt, pflanzt der Bundespräsident im historischen Hofgarten einen Baum, der auf seinen Namen getauft ist.

Mit fortschreitendem Alter würden ihm die als »typisch fränkisch-hohenlohisch apostrophierten Eigenschaften immer vertrauter«, verrät er der Lokalpresse, um sich dann als »Schwabe im Exil« einzuschmeicheln. Freilich ist der Sohn eines Spitzen-

diplomaten, der schon von Berufs wegen oft unterwegs war und häufig den Wohnsitz wechselte, im April 1920 eher zufällig in Stuttgart geboren. Was man gemeinhin unter »Heimat« verstehe, fügt er versonnen hinzu, habe es angesichts der ständigen Ortswechsel in seiner Vita leider nie gegeben.

Bedauert er das wirklich so sehr? Deutlich mehr, als sich unvermittelt an einen festen Stammsitz gebunden zu fühlen, interessiert sich Weizsäcker seit eh und je für die stolze Entwicklungsgeschichte seines Clans. Der ist in sechs Generationen zu einem dichten Beziehungsgeflecht zusammengewachsen und, wie der Autor hochemotional in seinen kurz vor der Jahrtausendwende veröffentlichten Memoiren bestätigt, gewissermaßen sein Ein und Alles. In nahezu jeder Hinsicht, schreibt er da, sei für ihn nichts auch nur annähernd so prägend gewesen wie sein »aus der Familie kommendes und in sie eingebettetes Leben«.

Die Geschichte der Weizsäcker – in der Rückschau ihres bekanntesten Vertreters eine große Erzählung, die von Ehrgeiz und Kompetenz sowie einem kaum zu überbietenden langen Atem handelt. Das beweist schon im Jahr 1768 sein Ahnherr Gottlieb Jacob, der dem Knochenjob in der Mühle entsagt, um sich beim Fürsten von Hohenlohe als Koch zu verdingen, und an sein Erfolgsprinzip, das zumeist auf unerschütterlichem Selbstbewusstsein basiert, halten sich alle Nachfahren: Dem Öhringer Stiftsprediger Christian Ludwig Friedrich folgen im 19. Jahrhundert die Professoren Julius Ludwig Friedrich und Carl Heinrich, der als Kirchenhistoriker und Geheimer Rat dem württembergischen König unmittelbar zuarbeitet, während es der Jurist Karl Hugo 1906 sogar zum Regierungschef im Ländle bringt.

Dabei ist bemerkenswert, dass sich damals wie später die mehrheitlich konservativ-liberalen Aufsteiger keineswegs nur mit Monarchen bestens arrangieren. Unter dem Diktat der Nationalsozialisten macht danach der von Adolf Hitler zum Staatssekretär ins Außenministerium berufene Ernst Heinrich von Weizsäcker ebenso von sich reden, wie in der Bonner Republik seine Söhne Carl Friedrich und Richard zu den Wegbereitern einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung werden.

»Nicht Objekt, sondern Subjekt sein zu wollen«, erklärt in seiner Autobiographie der Alt-Bundespräsident, habe vorausgesetzt, nach Kräften auf die »Angelegenheiten des Gemeinwesens« einzuwirken – eine Devise, an der sich vor allem die Staatsdiener unter den Weizsäckers strikt orientieren. Mit ihrem immensen Geschick, der »öffentlichen Sache« gerecht zu werden und dabei die eigene nicht aus dem Blick zu verlieren, sind sie den weniger disziplinierten Konkurrenten oft überlegen.

Dass sie so seit den Zeiten, in denen noch Napoleon den deutschen Südwesten beherrscht, erst in ihrem Sprengel und danach in Tübingen, Stuttgart und Berlin »oi Obergescheitle oms andere« produzieren, wie es der Landeshistoriker Gerhard Raff ausdrückt, kommentieren die Nachfahren eines Müllers aufreizend lakonisch. »Irgendwann«, sagt in einem Interview der Wissenschaftler Carl Friedrich, habe das in seiner Sippe mit der mutmaßlich vererbten Begabung »mal angefangen«, und danach sei halt munter »weitergemacht« worden.

Tatsächlich scheint es zu ihrem Selbstbild zu gehören, bei allem Eifer stets das Flair von Leichtigkeit zu verströmen. Wie entscheidend gelungenes Leben für sie von Werten wie Stehvermögen und fortwährender Leistungsbereitschaft abhängt, gibt

die Familie häufig dadurch zu erkennen, dass sie sich an den Taten der jeweils vorangegangenen Generation misst, um die möglichst noch zu übertreffen.

Man betont die Vorzüge einer Erziehung, in der neben der körperlichen und geistigen Fitness Ehrfurcht und Dankbarkeit eine maßgebliche Rolle spielen. »Irgendwelche Probleme« mit dem »vielleicht ein bisschen zu weichen Vater« habe es weder in seiner Kindheit und Jugend noch später gegeben, resümiert Carl Friedrich, und sein Bruder Richard denkt genauso. An der von »ausgeprägten ethischen Grundsätzen und warmen Empfindungen« geleiteten Rechtschaffenheit seines Vaters hegt er auch nach dessen Verurteilung nicht den geringsten Zweifel.

Und diese Eigenschaften gründen auf Tradition. Unvergessen bleibt so noch nach mehr als zwei Jahrhunderten zum Beispiel die Fürsorglichkeit des fürstlichen »Mundkochs« Gottlieb Jacob, der die am Tisch des Regenten reichlich anfallenden Speisereste einsammelt, um zu Hause hungrige Mäuler zu stopfen – oder die Entschlusskraft seiner Schwiegertochter Sophie Rössle, der Frau des früh verstorbenen ersten Geistlichen Christian Ludwig Friedrich: Mit mehreren Bittschriften kämpft die Tochter eines Hofrates beim Stuttgarter König um eine Sondergenehmigung, damit ihre beiden chronisch kränkelnden Halbweisen das Studium der Theologie aufnehmen können.

Ohne ihre Courage wäre die »Öhringer Linie« vermutlich schon um 1830 aller Chancen beraubt worden. Dem lebenslang von rätselhaften Lähmungserscheinungen geplagten Carl Heinrich hilft dann allerdings sein Gespür für den tiefgreifenden Wandel des Zeitgeistes – eine Qualität, die ihm in Tübingen zunächst den Lehrstuhl für Kirchen- und Dogmengeschichte einträgt und

danach das Kanzleramt der damals schon einflussreichen Universität, das mit einem Sitz im »Oberhaus« des württembergischen Landtages verbunden ist.

Im aufblühenden Bürgertum des 19. Jahrhunderts setzen er und sein sechs Jahre jüngerer Bruder, der auf einem Auge erblindete Julius Ludwig Friedrich, zielstrebig neue Maßstäbe. Zu Beginn ihrer Laufbahn zumeist der Seelsorge verhaftet, tun sich beide bald auch darüber hinaus hervor. Zu Hilfe kommt ihnen eine Wesensart, die in schwierigen Konfliktlagen auf Verständigung und Interessenausgleich bedacht ist.

Wie geschickt Carl Heinrich zu agieren vermag, zeigt er in Tübingen bereits als Stipendiat. In einer Art Glaubenskrieg stehen dort erzkonservativen »Supranaturalisten«, die die Bibel bis auf Punkt und Komma als Gottes Wort verteidigen, »liberale Rationalisten« mit ihrer Forderung nach historischer Auslegung der heiligen Texte gegenüber, während sich zwischen diesen beiden Flügeln die sogenannten Vermittlungstheologen sammeln.

Dabei stecken hinter den vermeintlich sakrosankten Postulaten oft ganz handfeste Motive: Rivalitäten im Kampf um Lehrstühle und Professorentitel – für den wachen Geist aus Öhringen eine prägende Erfahrung. Obschon ihm in den ersten Jahren seines Aufstiegs die Fraktion der Modernisierer am meisten zusagt, schlägt er sich aus Sorge um die konfessionelle Einheit der evangelisch-theologischen Fakultät geschmeidig auf die Seite derer, die den Konflikt beharrlich zu entschärfen suchen.

Die in den Revolutionswirren von 1848/49 ohnehin erheblich verunsicherte Monarchie bewertet sein Engagement – Zufall oder Berechnung? – als willkommene Befriedigungsaktion und belohnt ihn fürstlich. Fortan gilt der Gelehrte als Mann der

Krone, die ihn mit Orden und Ehren überhäuft. Und das bleibt er bis zu seinem Tode – auch wenn er sich unter anderem für den Ausbau einiger in der Verfassung noch höchst unzureichend verankerter Bürgerrechte, insbesondere die Unabhängigkeit der Wissenschaften, einsetzt.

Religion, in dezenter Form gelebter lutherischer Protestantismus, als Mittel zur Teilhabe an weltlicher Macht. Wie in der Bonner Nachkriegsrepublik der Urenkel Richard die politische Karriere als Präsident des Evangelischen Kirchentages vorbereitet oder Carl Friedrich seinen »christlichen Pazifismus« propagiert, verhalten sich ein gutes Jahrhundert zuvor die Ahnen Carl Heinrich und Julius Ludwig Friedrich. Ihre Kompetenz in Fragen der Theologie ist nicht zuletzt die Brücke zu staatlicher und gesellschaftlicher Einflussnahme.

Hatten beide im damals noch rückständigen Königreich Württemberg ursprünglich mit der revolutionären Freiheitsbewegung sympathisiert, stehen sie nach der Reichsgründung von 1871 loyal zu einer neuen Ordnung, die in Berlin geprägt wird. Statt darunter zu leiden, dass Ende der vierziger Jahre der erste Versuch, in Deutschland eine Demokratie zu installieren, niedergeknüppelt worden ist, erweisen sich die schwäbischen Professoren als glühende Anhänger Bismarcks, die in Zeitungsartikeln die Einheit der Nation unter Führung Preußens beschwören.

Als es schließlich zum Waffengang mit dem »Erbfeind« Frankreich kommt, ereifert sich ein weiterer Weizsäcker der nachfolgenden Generation. Carl Heinrichs Sohn Karl Hugo, zu Beginn des Krieges gerade mal siebzehn, meldet sich freiwillig an die Front – für den späteren Stuttgarter Regierungschef, wie er sich

noch als alter Mann gerne erinnert, »das Glück« seiner Jugend. Enttäuscht zeigt er sich lediglich darüber, dass er etwas zu spät einberufen wird, um noch an der mörderischen Schlacht von Sedan teilnehmen zu können.

Ein »Aufschrei der Seele« sei selbst in Fällen schmerzlichster persönlicher Verluste nirgendwo überliefert, wundert sich das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« und zitiert, wie im Herbst 1914 Karl Hugos Sohn Ernst Heinrich den frühen Tod seines Bruders Carl Viktor verkündet: Der habe sein »lebenswertes Leben«, schreibt er in einem Feldpostbrief an die Eltern, »für eine große Sache heldenhaft beschlossen«.

Die Liste der Opfer, die insbesondere die »Öhringer Linie« in zwei verheerenden Kriegen erst der Monarchie und danach dem nationalsozialistischen Zwangsregime zu erbringen hat, ist lang. Doch ihre vielfältigen Talente dem Volk vorzuenthalten oder gar den Rückzug in eine biedermeierliche Innerlichkeit anzutreten, kommt für sie zu keinem Zeitpunkt in Betracht.

Wie sich der kleinwüchsige, ziemlich korpulente und für den Soldatenberuf kaum geeignete Karl Hugo später darüber freut, seine Begabung wenigstens als Zivilist »dem Staat gewidmet« zu haben, scheinen es vor und nach ihm nahezu alle in seiner Familie zu empfinden. Ob sie den Beamtenstatus anstreben oder ihre Fähigkeiten auf anderen gesellschaftlich relevanten Feldern zur Entfaltung bringen: Nichts spornt sie offenbar mehr an, als zum Wohle der Allgemeinheit für unentbehrlich gehalten zu werden.

Die Weizsäcker, eine Dynastie hochqualifizierter Diener, die sich einzuordnen und den herrschenden Verhältnissen anzupassen versteht – und das möglichst nahe den Zentren der Macht. Sich deshalb aber mit Zweckmäßigkeitsdenken zufried-

denzugeben, verbietet ihnen allein schon ihr Selbstwertgefühl. Und so bereitwillig sie sich der Obrigkeit zur Verfügung stellen, so sehr vertrauen sie, wie im »Dritten Reich« etwa der Kernphysiker Carl Friedrich, ihrer eigenen Kompetenz. Der scheint vorübergehend tatsächlich zu glauben, mit dem Bau einer Atom-bombe den Diktator Adolf Hitler lenken zu können.

Der junge Müller, in dem das Geschlecht seinen Stammvater sieht, heißt Niclaus Wadsacker und lebt zunächst in der pfälzischen Gemeinde Waldmohr. Über seine Wurzeln weiß man nur wenig. Noch knapp vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges ist er mit seinen Eltern vermutlich aus dem elsässischen Cleebourg eingewandert, um mit sechsunddreißig nach Friedensschluss im schwäbisch-fränkischen Hohenloher Land Fuß fassen zu können.

Die erste urkundliche Erwähnung früher Ahnen datiert vom 12. Mai 1282. Da verkauft in der oberbayrischen Stadt Weilheim ein gewisser Ulrich Watsacher seinen bis heute erhalten gebliebenen Gutshof – wahrscheinlich ein weitläufiger Verwandter eines Ritters namens Peter Wazach, der acht Jahre darauf 300 Kilometer westwärts ebenfalls in Grundstücksgeschäfte einsteigt.

Die möglicherweise bereits gutbetuchten Watsacher und Wazach wie die auffällig vielen Waytseckers, Wadsackherers oder Waetsacks zeugen vom regen Austausch zwischen den südlichen Provinzen links und rechts des Rheins. Nach den Recherchen württembergischer Familien- und Sprachforscher gehören wohl alle »irgendwie zusammen«.

Was immer der eine oder andere damals erreicht haben mag – Niclaus Wadsacker jedenfalls ist ein ziemlich armer Schlucker,

als er sich mit seiner Mutter und drei Geschwistern aus seiner verwüsteten Pfalz verabschiedet, doch er hat Glück. Obgleich die neue Heimat unter den Folgen des blutigen Krieges ebenso leidet wie die alte, gelingt es ihm, in der nahe Öhringen gelegenen »Bernhardtsmühle« Arbeit zu finden. Der von seiner Art beeindruckte Hausherr überschreibt dem fleißigen Gesellen bald sogar die Hälfte seines Betriebes und vertraut ihm die einzige Tochter an.

Und die ungewöhnliche Transaktion erweist sich als zukunftsfruchtig. Was Wadsacker auf den Weg bringt, führen die Generationen nach ihm über mehr als ein Jahrhundert so erfolgreich fort, dass sie aus der Rendite den Erwerb einer zweiten Mühle bestreiten können. Aber dann nutzt Gottlieb Jacob, der Urenkel des Stammvaters, eine Chance zum Absprung.

Er wird Koch und empfiehlt sich dem Fürsten Ludwig Friedrich Carl zu Hohenlohe-Öhringen, wodurch die Wezsäckers zum ersten Mal mit der herrschenden Schicht des Landes auf Tuchfühlung stehen. An dieser einträglichen Verbindung halten sie im Laufe der Zeit in immer einflussreicheren Positionen fest, bis sie am Ende selbst zur Elite gehören.

Im Zentralarchiv der benachbarten Stadt Neuenstein verwahrte Dokumente lassen den Schluss zu, dass Seine Durchlaucht die Künste des Küchenmeisters zu schätzen weiß. Nach seinem Tod zahlt er der Witwe ein großzügiges einmaliges »Gnadengehalt« und finanziert darüber hinaus aus der Staatskasse das Theologiestudium ihres Sohnes Christian Ludwig Friedrich.

Als Sechzehnjähriger schreibt der sich im Mai 1803 zunächst an der Universität Göttingen ein und übernimmt anschließend

in bewegten, noch von Napoleon bestimmten Zeiten des Umbruchs unterschiedliche kirchliche Funktionen. Mit vierundvierzig wird er in seiner Heimatstadt zum Stiftsprediger von Sankt Peter und Paul berufen, ein Amt, dessen Bedeutung seit dem Mittelalter vor allem daraus erwächst, dass es bei Hofe für geistlichen Beistand sorgt. Wie sich der Vater um das leibliche Wohl seiner Herrschaft gekümmert hat, ist der Sohn für die Seelsorge zuständig und der Obrigkeit damit so nahe wie kaum ein anderer.

Erfüllt sich bereits in seiner Person, was die profiliertesten Repräsentanten der nachfolgenden Generationen gleichsam als eine Art »Erfolgsprinzip« pflegen? Über eine in angesehenen akademischen Berufen – und hier vor allem auf dem Felde der Geisteswissenschaften – erworbene Autorität politische Karrieren zu begründen, gelingt in Deutschland keiner Familie besser.

Doch im Fall des tüchtigen Christian Ludwig Friedrich währt der Höhenflug nur knapp zwei Jahre. Dann stirbt er an Tuberkulose, und die Entwicklung der »Öhringer Linie« hängt von anderen maßgeblichen Faktoren ab. Als Tochter eines fürstlich-hohenlohischen Hofrates verfügt die Witwe Sophie Rössle glücklicherweise über Verbindungen, die nicht zum ersten Mal eine weitere Fähigkeit der Wezsäckers bezeugen: Auch im Knüpfen reißfester Netzwerke sind sie unerreicht.

Wie im 17. Jahrhundert der Ahnherr Niclaus Wadsacker die »Bernhardtsmühle« vermutlich nur über den Trauschein in Besitz nehmen konnte, befördern die Nachfahren ihr Fortkommen bis in die Gegenwart hinein durch eine überaus kluge Heiratspolitik. Obwohl sie selbst erst 1916 knapp vor dem Ende der Monarchie den erblichen Adelstitel erwirbt, achtet die Familie

streng auf standesgemäße Ehen. Insbesondere die Männer legen Wert darauf, dass ihre Partnerinnen – etwa die Damen derer von Meibom, Graevenitz oder Kretschmann – der Aristokratie entstammen. »Die Liebe«, lästert in einem Essay der Historiker Thomas Lau, »klopfte stets an der richtigen Haustür an«.

Noch kurz vor dem Zweiten Weltkrieg genügt nicht einmal der international gerühmte Physik-Nobelpreisträger Werner Heisenberg den hohen Ansprüchen. Als er bei Ernst Heinrich von Weizsäcker um die Hand seiner Tochter Adelheid anhält, gibt der Staatssekretär ihm rüde einen Korb. Der begüterte Botho-Ernst Graf zu Eulenburg aus Ostpreußen passt dem schwäbischen Diplomaten besser ins Konzept.

Zu einem ausgeprägten Sinn für Standesunterschiede gesellt sich schon bei den frühen Weizäckers eine gewisse Freiheit im Denken. Nach den Schilderungen von Zeitzeugen stellen weder der Stiftsprediger noch seine Söhne Carl Heinrich und Julius Ludwig Friedrich übermäßige Frömmigkeit zur Schau. Der in ihrem Landstrich herrschenden pietistischen Bewegung begegnen beide mit dem klaren Bekenntnis zu einer im buchstäblichen Sinne des Wortes weltoffenen Kirche.

Ihrer labilen Gesundheit wegen ist die Witwe Sophie Rössle mit ihnen nach Tübingen gezogen, wo sich der ältere, 1822 geborene Sohn im damals schon berühmten Stift kostenlos fortbilden darf. Im Herbst 1840 immatrikuliert er sich an der evangelisch-theologischen Fakultät der württembergischen Landesuniversität, einer Kadenschmiede für künftige kirchliche Amtsträger.

Kommilitonen beschreiben Carl Heinrich als einen abwägenden jungen Mann von ausgleichendem Naturell, der, wo andere

ihren eigenen Standpunkt durchzupauken trachten, nach Kompromissen sucht. Zu eindeutiger politischer Parteinahme – wenn auch nur vorübergehend – lässt er sich erst hinreißen, als die Monarchie in Stuttgart auf die zunehmenden revolutionären Umtriebe mit harten Repressalien reagiert.

Zwar hat er zu Beginn seiner Studentenzeit einen Revers unterzeichnet, der ihm alle Aktivitäten zur »Auflehnung gegen obrigkeitliche Maßregeln« verwehrt, doch stellt sich Weizsäcker in der »Nationalstaatsfrage« entschieden hinter die Einheitsdeutschen. In einer in Tübingen aus der Taufe gehobenen »Königsgesellschaft« – dem konspirativen »Roigel«, der sich als Ableger der verbotenen Burschenschaft »Arminia« versteht – engagiert er sich für »Ehre und Freiheit des Vaterlandes«.

Aber in Wahrheit hält er sich auch dort zurück. Dem Abschlussexamen, das Carl Heinrich an Ostern 1845 mit durchweg guten bis sehr guten Noten besteht, schadet der kleine Seitensprung jedenfalls kaum. In Anerkennung seiner in den religiösen Auseinandersetzungen stets mit Augenmaß vertretenen Position schickt ihn das Stuttgarter Konsistorium als Vikar nach Urach, wo er sich in der Praxis bewährt und im Alter von fünfundzwanzig Jahren nebenbei die Promotion zum Dr. phil. vorbereitet.

Beruflich neigt er dabei mehr dem Gebiet der wissenschaftlichen Theologie zu als jenem der Seelsorge, weshalb er im Sommer 1847 ein Gesuch an den König von Württemberg richtet: Um bei »der Schwachheit der eigenen Kräfte« seinen Fähigkeiten entsprechend »der guten Sache des Glaubens« am besten dienen zu können, bittet er Wilhelm I., sich »derselben im akademischen Vortrage« widmen, also in Zukunft als Privatdozent arbei-